

Vorwort von Gottfried Liedl

Die Latte liegt ziemlich hoch, das weiß auch Stephan Nicolussi-Köhler, Autor der vorliegenden Studie, zu der ein paar einleitende Worte zu schreiben ich die Ehre habe: Die Geschichte der Entwicklung des Mittelmeerhandels im Mittelalter ist ein gut erforschtes Gebiet. Wie auch in Nicolussi-Köhlers Arbeit, die ihren Fokus auf die Entwicklung der südfranzösischen Hafenstädte seit der Mitte des 12. Jahrhunderts legt, zu Recht festgestellt wird, scheinen nach herkömmlicher Interpretation die (im Übrigen sehr gut erforschten) italienischen Städte Pisa und Genua als Vorreiter in diesem Prozess von überragender Bedeutung gewesen zu sein; indes steht außer Frage, dass, wie Nicolussi-Köhler schreibt, »die französischen Mittelmeerstädte stark von ihren italienischen Vorbildern profitiert haben«, obwohl – und hier betritt die Arbeit ihre eigene Bühne – Südfrankreichs Mittelmeerküste eine ganz spezielle Vorgeschichte mit je »eigenen Vorerfahrungen im Handel, sowohl zu Lande als auch zu Wasser« gehabt haben muss, um es überhaupt so rasch und auch erstaunlich erfolgreich mit besagten »Vorbildern« aufnehmen zu können. Man könnte den Sachverhalt zuspitzen bis hin zur Feststellung, dass es aus südfranzösischer Sicht dieser spezifischen Vorgeschichte geradezu bedurfte, um an Italiens Handelsstädten exakt das zu erkennen, worin und inwiefern sie für einen selbst würden Vorbildwirkung haben können. Wie Goethe in anderem Kontext sagt: »Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken«.

Der geneigte Leser, die entsprechend informierte Leserin mag darin ein Paradoxon der Makroebene erkennen – ein Modell, das *grosso modo* »stimmt« (also für makrohistorische Darstellungserfordernisse praktikabel ist), indem es *den* mediterranen Fernhandel als Ausgangspunkt für wirtschaftshistorische Untersuchungen des »Mittelmeers als solchen« nimmt, wobei dann in der Tat das übliche Bild eines Austausches europäischer Textilien und anderer nachgefragter, relativ preisgünstiger Massenerzeugnisse gegen hochpreisliche orientalische Produkte (also das bekannte Bild eines internationalen Luxus- und Fernhandels) seine Stärken ausspielt. Andererseits scheint es am wohlfeilen Setting einen blinden Fleck zu geben. Stephan Nicolussi-Köhlers Einwand jedenfalls ist klar: Ja, aber. Um ihn zu zitieren: »Dieses zweifellos auf der Makroebene richtige

Modell lässt [...] die Beziehungen der Hafenstädte [zum] südfranzösischen Binnenland außer Acht. Diese Seite der Geschichte wurde bisher nur vereinzelt untersucht, eine Forschungslücke, die mit dieser Arbeit geschlossen werden soll«.

Mir sind Gespräche mit dem Autor in Erinnerung, in denen es stets um einen – wie Nicolussi-Köhler ihn jetzt so trefflich benennt – »Ausgangsverdacht« ging: Ausgangsverdacht hinsichtlich der Bedeutung des Lokalhandels und kleinerer (Hafen-)Städte für die Entwicklung des Fernhandels. Wie, wenn diese größer wäre als bisher in der Standardliteratur dargestellt oder in allgemeinen Übersichtsdarstellungen zur mittelalterlichen Handelsgeschichte der Méditerranée angenommen? Diesem Verdacht – so unsere damalige Schlussfolgerung – müsse nachgegangen werden. Stephan Nicolussi-Köhler hat dies getan und legt die bemerkenswerten Ergebnisse seiner Recherchen in dieser Studie vor.

Nochmals zum Ausgangsverdacht: Aus ihm ergeben sich nämlich sehr spezielle Wünschbarkeiten methodischer Art. Zuallererst natürlich eine erweiterte Sichtweise auf dem Feld der Makrohistorie. Nicht zuletzt aus meiner persönlichen Erfahrung als Wirtschaftshistoriker, Mediävist, Mittelmeer- und Islamforscher heraus verspüre ich das Bedürfnis, zu raten und zu mahnen – hinsichtlich einer Änderung der Blickrichtung nämlich, wo der Fokus zu den Städten »in der zweiten Reihe« wandern sollte; ein weiterer Rat beträfe die mediterranen Handelsnationen als solche, deren Kreis erweitert werden muss, sodass man am Ende *alle* Player »auf Augenhöhe« im Blick hätte, also neben den italienischen Städten und deren islamischen Gegenstücken (in Europa die südspanischen Hotspots Granada, Málaga und Almería, an der nordafrikanischen Küste Städte wie Tlemcen, Tunis, Tripolis, Alexandria... nicht zu vergessen die bekannten urbanen Zentren der Levante) jetzt auch die gesamte südfranzösische Küstenregion samt Hinterland.

Der zweite Hinweis bezieht sich auf die Ereignisgeschichte selbst. Ereignisgeschichtlichstrukturell wäre ein Forschungsschwerpunkt auf das zu legen, was Nicolussi-Köhler griffig als »abseits der Kreuzzüge« ist gleich »abseits der Weltpolitik« formuliert. Einer solchen Erweiterung der Sichtweise – jawohl: Erweiterung, nicht Verengung – ist natürlich ein Forschungszweig kongenial, der den Historiker, die Historikerin (wie denn auch nicht!) geradewegs zurück *ad fontes* bringt. Die Studie verkörpert hier, wie mir scheint, eine geglückte Aufsummierung (oder Kombination?) des Besten zweier Welten: Die – von ihm übrigens klug und umsichtig interpretierten, teilweise entgegen geltender Lehrmeinung erstmals gründlich, sprich genau gelesenen und neu bewerteten – Quellen (oft sehr lokalen Zuschnitts) lassen sich, jedenfalls dann, wenn man solches möchte, wenn man also von der Wichtigkeit der Konjunkturforschung überzeugt ist, ökonomisch-wirtschaftshistorisch mit allergrößtem Gewinn lesen.

Das Beste aus den beiden Welten – der makro- und der mikrohistorischen gemäß meiner vielleicht ein wenig flapsig wirkenden Kriterienfindung – sehe ich in Nicolussi-Köhlers Arbeit auch auf soziologisch-demografisch-politischem Felde herangezogen und verwirklicht. Als Ergebnis besagter Quellenarbeit findet der Leser, die Leserin mit Dankbarkeit all das gewürdigt und für die historische Interpretation fruchtbar gemacht, wovon die Produzenten und Produzentinnen von Ereignisgeschichte konventionellen Zuschnitts selten wirklich überzeugt zu sein scheinen – notabene vom Wert der Familien- und Lokalpolitik; von der Wichtigkeit der Netzwerke (als Horte der Glaubwürdigkeit und des Vertrauens); oder davon, dass Vertragsgeschichte nur allzu oft eine Geschichte der Ambivalenz und des Interpretationsspielraumes ist. Ergebnis solcher über Bord geworfener Vorbehalte – das zeigt der Autor meines Erachtens klug und geschickt auf – ist eine Handels- und Kooperationsgeschichte der Arbeitsteiligkeit (lokal und international), die den Namen wirklich verdient. Ihr Andocken an Ereignisgeschichte glückt zum Beispiel immer dort, wo entgegen der vor schnell angenommenen (in die Ereignisgeschichte hinein interpretierten) Konkurrenzsituation *telle quelle* eine wirklich genaue Analyse etwa der Wertschöpfungsketten ganz Anderes erweist – nämlich flexiblere, weichere, »gezähmte« und politisch-familienpolitisch abgefederte Wettbewerbsverhältnisse.

Von der Wahrnehmung dessen her, was als mediterrane Weisheit bezeichnet werden könnte und übrigens auch aus der Erfahrung des Wirtschaftshistorikers stammt, der den »Blickwinkel der Anderen« (der Gegenseite, beispielsweise der islamischen Gegenküste) einzunehmen gewohnt ist, eröffnet sich rasch die Bedeutung nicht nur – oder nicht so sehr – des Fern- oder Überseehandels als vielmehr eines tagtäglichen Nahverkehrs mit Gütern des Hinterlandes, ein Handel, der die primäre Akkumulation von Kapital ermöglicht, lange bevor dieses in überseeische Projekte investiert werden kann.

Was ich selbst in Jahrzehnten diesbezüglicher Beschäftigung und Bemühung gelernt habe, wird auch der aufmerksame Leser, die informierte Leserin in Nicolussi-Köhlers Studie bestätigt finden: Internationalen Partnerschaften gehen lokale Netzwerke voraus – das von mir selbst (in meiner Eigenschaft als Wirtschaftshistoriker mit Islambezug) genauer erforschte Beispiel des südspanischen Emirats von Granada (al-Andalus) etwa hat mir gezeigt, dass die Bedeutung eines stabilen Binnenmarktes und einer langen Tradition des Handels mit Massengütern des täglichen Bedarfs agrarischer Herkunft (Lebensmitteln, Rohstoffen, Halbfertigprodukten) als Grund für das Entstehen kapitalkräftiger Händlernetzwerke mit entsprechendem politischen Durchsetzungsvermögen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Aber lassen wir den Autor selbst zu Wort kommen:

Die Grenzen dieser Mikroökonomien waren fließend. Gerade die sich verändernde Konjunktur in Südfrankreich, die Mitte des 13. Jahrhunderts den Auf-

stieg von Aigues-Mortes, den gleichzeitigen Bedeutungsverlust von Marseille und die zunehmende Prosperität von Narbonne erlebte, beweist, dass die Verflechtungen lokaler Kaufleute untereinander ein entscheidendes Kriterium sind. Das wird an zwei Punkten sehr deutlich: Einmal, als Genua 1230 versuchte, Marseille vom Handel auszuschließen, wird Marseille der Transport von Kaufleuten, Kapital und Waren aus quasi dem gesamten Binnenland auf seinen Schiffen verboten, wohl wissend dass man damit den Feind an seinem ökonomischen Nerv trifft. Ein anderes Mal, als Ludwig IX. bei der Gründung von Aigues-Mortes keinen Versuch unterlässt, um Kaufleute aus dem Umland dort anzusiedeln. Nicht der Fernhandel agierte alleine als Stimulus für die lokale Wirtschaft, sondern umgekehrt, die Binnenökonomie stimulierte den Aufschwung des Mittelmeerhandels.

Das führt uns direkt zu den strukturgeschichtlichen (kultur- und mentalitätsgeschichtlichen) Implikationen der mikrohistorischen Herangehensweise: Transkulturelle und transreligiöse Vergleiche werden am Horizont sichtbar – Stichwort »Handels- und Vertragslogik, Kaufmannslogik, Kaufmannsethik«; politische Spuren strukturgeschichtlicher Implikationen zeigen sich beispielsweise in der Privilegienlandschaft des Fernhandels (so reichen, wie man sagen könnte, die lokalpolitischen Voraussetzungen Südfrankreichs bis in die Levante, wo sie gewissermaßen gespiegelt werden), wie es der Autor wiederum an einem konkreten Fallbeispiel zu zeigen vermag: Ein entscheidender Faktor zur Entstehung von Fernhandelsbeziehungen zwischen Südfrankreich und dem Mittelmeerraum mag die Maximierung der Gewinne und der Import von Orientprodukten gewesen sein.

Die tatsächlichen Entscheidungsgrundlagen waren aber weit komplexer und umfassten neben Gewohnheit, Tradition und familiären Beziehungen auch politische Entscheidungen, wie beispielsweise sich gegen bestimmte Handelsregulierungen anderer Städte zu widersetzen. Anders ist nicht zu erklären, dass es Mitte des 13. Jahrhunderts – in einer Phase der engsten ökonomischen Kooperation zwischen Marseille und Montpellier – zu den heftigsten ökonomischen Konflikten zwischen beiden Städten gekommen ist. Auf der einen Seite finden wir zahlreiche Familien aus Marseille und Montpellier mit Angehörigen, die in Marseille respektive Montpellier wohnhaft waren und dort lebten. Auf der anderen Seite hören wir von heftigen Ausschreitungen gegeneinander in Aigues-Mortes und Akkon, die nur darauf abzielten, den Feind zu schädigen. Auch hier waren die (politischen) Beziehungen zueinander selten starr und unbiegsam, sondern ambivalent, und politische Abkommen boten häufig einen weiten Interpretationsspielraum.

Oder nehmen wir einen weiteren wichtigen Bereich in den Blick. Die Tatsache, dass der Befund auf den Messen der Champagne eine Gemeinschaft von Kaufleuten aus den Gebieten ergibt, »wo die *langue d'oc* genannte Sprache

gesprochen wird«, kann der Islamforscher ohne große Anstrengung aus seinem eigenen Forschungsbereich bekräftigen: Entsprechende Parallelen auf dem Feld der Konsularverfassung und des Zwischenhandels lassen sich ohne Mühe jederzeit aufweisen –Stichwort Kommissionsgeschäft –, bis hin zu gemischt-religiösen Konsortien in Drittländern oder gemeinsamem Eigentum an Schiffen und/oder Waren, nicht zu vergessen die gemeinsamen Investitionen in bestimmten Produktionszweigen (in der Landwirtschaft etwa mit Hilfe des gemeinsamen, circum-mediterran hoch bewährten juristisch-wirtschaftlichen Instituts der Halbacht).

Ich schließe mit einer Frage, der Hauptfrage, wenn man so will: Welche Lehren lassen sich aus Stephan Nicolussi-Köhlers Studie ziehen – was lehrt sie jeden und jede, die an einer Geschichte »aus etwas anderer Sicht« interessiert sind? Mir jedenfalls hat sie – auf einem Gebiet, das ich wie vielleicht auch manch Andere nicht gerade von Haus aus im Fokus der größten Sehschärfe hatte – ein weiteres Mal die Desiderata der zeitgenössischen Forschung und einer neuen Forschergeneration näher gebracht; das gilt vor allem für den meiner Meinung nach ohnehin bereits unübersehbaren Auf- und Nachholbedarf im deutschsprachigen Raum. Hier sehe ich Nicolussi-Köhlers Arbeit auf verdienstvolle Weise – ja, man kann es so sagen: in die Bresche springen. Möge sie auf ihrem weiteren Weg von jenem Erfolg begleitet sein, den sie sich redlich verdient hat.

Wien und Ardales (Andalusien), im Februar 2020
Gottfried Liedl